

Nr. 292. Bromberg, den 19. Dezember 1931.

1 Mädchen, 1 Auto, 1 Hund

Roman von Ole Stefani.

8. Fortsetzung.) ———

„Ja — er war, als ich ankam, wieder ganz schön eingeschlafen. Aber dann schien er wieder Schmerzen zu haben. Er stöhnte und wachte darüber auf. Aber er wurde nicht ganz wach. Er phantasierte und auf einmal fragte er, ob Sid schon weg sei. Und als er hörte, Sid sei noch unten, regte er sich schrecklich auf und ließ ihm bestellen, er solle doch in Dreiteufelsnamen losfahren. Er schien aus irgendeinem Grunde Angst um dich zu haben, Janet. Aber das kam wohl vom Fieber. — So um eins kam die Pflegerin und schickte uns zu Bett — und wir meinten alle, er müsse, wenn sein Stöhnen nicht aufhören würde, eine Spritze haben."

„Ja — eine Spritze!" sagte Dr. Wolseley. „Aber nicht zwei."

Alle fuhren auf. „Was heißt das?"

„Ich weiß es selbst nicht. Sie müssen mir versprechen, ruhig zu sein. Die Schwester sagte, sie habe ihm um ein Uhr die von mir vorgeschriebene Injektion mit dem Inhalt einer Ampulle gemacht. Verzeihen Sie die Frage: Hat sich jemand von Ihnen mit der Nadel zu schaffen gemacht?"

Niemand antwortete. Man begriff die Frage nicht.

„Hatte Dr. Gregory zum Beispiel irgendwann einmal so starke Schmerzen, daß sich jemand veranlaßt gefühlt hat, ihm Morphium zu geben?"

„Ich nicht!" schrie Violet entsetzt.

„Ich auch nicht!" sagte Tante Betsy ratlos. Und Onkel Martin fügte hinzu: „Na — ich erst recht nicht! — Von uns also keiner!"

„Und Sid?"

Sie sahen sich an. „Das wissen wir natürlich nicht."

„Es ist nicht sehr wahrscheinlich!" sagte Dr. Wolseley nachdenklich. „Immerhin liegt die Möglichkeit vor. Die Nadel war in ihrer Sublimatlösung auf dem Nachttisch und in der Schublade war das Kästchen mit den Morphiumfläschchen."

„Aber, Doktor — was bringt Sie auf den Gedanken, daß jemand die Nadel in der Hand gehabt hat?" Sie sprachen alle gleichzeitig.

„Weil eine Ampulle fehlt!" sagte Dr. Wolseley und es wurde totenstill im Zimmer.

„In dem Kästchen waren ursprünglich fünf Ampullen. Die erste habe ich selbst vorgestern abend verbraucht, die zweite wurde von der Pflegerin gestern um ein Uhr mittag injiziert — und wenn sie wirklich heute Nacht nur eine Ampulle eingefüllt hat, so müßten noch zwei da sein. Im Nachttisch ist aber nur eine."

Sie schwiegen noch immer. Plötzlich schrie Violet auf und verbarg ihr Gesicht.

„Ich fürchte, Mrs. Gregory hat mich verstanden!" sagte Dr. Wolseley mitleidig.

„Sie schließen daraus —", begann Anderson schwer.

„Nichts würde ich daraus schließen, wenn ich mir den Tod Dr. Gregorys eindeutig erklären könnte. Gewiß — er war gefährlich krank. Aber kurz gesagt — verzeihen Sie, es klingt roh — der letale Ausgang ist mir zu schnell gekommen. Er ist normal kaum zu erklären. Ich denke, Dr. Gregory ist an Herzlähmung gestorben. Und das war in diesem Falle eher eine Folge von zu starkem Morphiumkonsum als von etwas anderem. Ich sagte Ihnen ja, Direktor Anderson: ich habe den Totenschein noch nicht ausgefüllt. Ich kann es nicht eher tun, bis ich klar sehe, woran Dr. Gregory gestorben ist!"

11.

Sie saßen wie erstarrt. Tante Betsy tat einen seufzenden Atemzug.

Dann sprang Anderson auf. Sein Gesicht war gerötet und seine Nackenmuskeln angeschwollen. Er ging mit wuchtigen Schritten zur Tür. Die Möbel bebten und die Vase auf dem Kamin klapperte. „Die Pflegerin soll herunterkommen!" brüllte er. „Schwester Mary. Sofort herkommen!"

„Was erwarten Sie denn?" sagte Dr. Wolseley leise. „Ich fürchte, die Sache werden wir nicht allein entscheiden können. Ich muß mich mit einem Kollegen beraten — einem Spezialisten für Gifte."

„Schwester Mary!" tobte Anderson an der Türe. Seine breiten Fäuste umkrallten den Türpfosten, daß die Haut sich über die Knöchel spannte.

„Schwester Mary —", sagte eine Mädchenstimme am Gang.

„Ja — zum Donnerwetter!"

„Sie ist nicht mehr im Haus, Direktor Anderson!" sagte das Mädchen ängstlich. „Ich sah sie vor fünf Minuten mit ihrem Koffer in Zivilkleidung auf der Straße!"

12.

In der Folge der verwirrenden Ereignisse, die auf Janet Gregory in dieser Nacht und in der folgenden Zeit einstürzten, entsann sie sich immer wieder des Eindruckes, den ihr Onkel Martins Gesicht machte, als er am Telephon mit dem Schwesternheim sprach. Er erkundigte sich nach der Adresse der Pflegerin, die das Heim ihm seinerzeit zugewiesen hatte.

„Ja, Mary!" wiederholte er nervös. „Mary Venor aus Charing in Kent — die Sie uns geschickt haben."

Und dann sah Janet, wie seine Mienen erstarrten und sein Unterkiefer haltlos auf die Brust herabsank. Sie glaubte tatsächlich, der starke Mann würde umstürzen. Und sie sprang auf, um ihn zu halten. Aber er hatte sich schon gefaßt: „Gut!" sagte er heiser. „Ich kann mich am Telephon nicht über diese Dinge mit Ihnen verständigen. Ich fahre sofort zu Ihnen hinein!" Er hing an. „Kommen Sie mit, Doktor!"

Er stapfte zum Vestibül.

„Was ist los, Onkel Martin, um Gottes willen?"

„Oh — nichts weiter!" sagte er. Er war an der Eingangstüre stehen geblieben und sah zurück. Ein krampfhaftes Lächeln lag um seinen breiten Mund. „Sie haben uns niemals eine Pflegerin Mary geschickt. Wir hätten ihnen

ja abgesagt. Eine ähnliche Absage, wie du sie gestern nacht bekommen haben willst, Janet! — Vorwärts, Doktor!"

Er zog den vollständig verwirrten Dr. Wolseley mit in seinen Wagen und sie fuhren in die Stadt zum Pflegerinnenheim.

Tante Betsy und Janet fanden eine Ablenkung von ihrem Schmerz um Gregorys Tod und von ihrem Entsetzen über das Rätsel dieses Todes in der intensiven Pflege, die sie Violet widmen mußten. Die schöne Mrs. Gregory lag mit hysterischen Krämpfen im Bett, Schaum vor dem Mund.

In der Halle saß — schwarz angezogen und bewunderungswürdig korrekt — Richard Cranbourne. Sein gut geschnittenes Gesicht zeigte reservierte Trauer. Er saß wortlos und unbeweglich, die Hände im Schoß zusammengelegt.

Nach drei Stunden waren die beiden Herren aus der Stadt zurück. Onkel Martins Ankunft wurde durch ein furchtbares Krachen der Haustüre angekündigt, die er hinter sich zuschlug. „Verzeihung", murmelte er auf den Blick der entsetzten Frauen. Er warf einen Brief auf den Tisch und setzte sich keuchend, — das Gesicht grübelnd auf die Fäuste gestützt.

Den Brief hatte er aus der Schwesternstation mitgebracht. Der Brief war drei Stunden nach dem Zeitpunkt aufgegeben worden, wo Dr. Wolsely telephonisch eine Schwester zur Pflege erbeten hatte, und lautete:

„An das Schwesternheim London W usw.

Wir widerrufen hiermit die Aufforderung, die Dr. Wolseley heute morgen in unserem Auftrag an Sie gerichtet hat. Der Kranke hat sich erholt und kann von den Familienmitgliedern gepflegt werden. Wir danken Ihnen für Ihre freundliche Bereitwilligkeit und legen ein Pfund bei, zur Vergütung für etwaige Unkosten."

Es folgte ein unleserlicher Name. Darunter stand: „Garland's Green, Villa Gregory" —

Was den Chauffeur Sid anbetraf so hatten die Ärzte einen schweren Schädelbruch konstatieren müssen. Sie zweifelten an seinem Aufkommen. Er war nach wie vor ohne Bewußtsein.

Der Wagen war leicht zu reparieren. Alles bis auf das gelöste linke Vorderrad war intakt geblieben.

Und Violet schrie in ihren hysterischen Krämpfen immer wieder, halb besinnungslos: „Das ist Daniel Hope! — Ich sagte es euch doch . . . nun seht ihr es selbst, ihr wolltet es mir nicht glauben . . . Daniel Hope hat angefangen, sich an uns zu rächen!"

13.

Die Ärzte gaben Dr. Gregorys Leiche schon am nächsten Tag frei. Die Todesursache war eindeutig: Herzlähmung, verursacht durch Morphium.

Zwei Tage später sagte der Coroner: „Tod eingetreten durch Verabreichung einer zu großen Dosis Morphium — von unbekannter Hand."

Drei Tage später mußte die Polizei zugeben, daß die angebliche Pflegerin unauffindbar war. Eine Schwester Mary Venor aus Charing in Kent existierte nicht. Jedenfalls war ihr Name in keiner karitativen Organisation erwähnt und alle Aufrufe blieben erfolglos.

Direktor Martin Anderson hatte, nachdem er den Schreck überstanden hatte, alle diese peinlichen und ungewöhnlichen Angelegenheiten so erledigt, daß Gregorys Witwe und seine Tochter wenig zu hören bekamen und in Ruhe gelassen wurden.

Am vierten Tage nach Dr. Gregorys Tod fand das Begräbnis statt. Viele Menschen waren auf dem Friedhof, viele Angestellte des Werks — denn Herbert Gregory hatte im Geheimen viel Gutes an Notleidenden getan und sich manchem Arbeiter gegenüber anders gezeigt, als seine steife und kalte Würde es hätte erwarten lassen. Ein dankbares Gefühl durchdrang Janet, als sie auf dem nebligen Friedhof stand und die vielen fremden Gesichter sah, die sich ihr in aufrichtiger Teilnahme zuwandten. Neben ihr stand die kleine Kate — stumm und mit einem betrübten Ausdruck auf ihren klaren energischen Zügen.

Anderson hielt Violetts Arm. Die Witwe des Syndikus hatte ihre Fassung wiedergewonnen und sah unter dem schwarzen Schleier so schön aus, daß sich viele drängten, um sie heimlich anzusehen. Und als sie später die Kondolenzkur abhielt, stand Major Cranbourne wie selbstverständlich die ganze Zeit neben ihr — mit diesem unanfechtbaren kühlen Ernst auf seinen noblen Zügen. Seine leichte und gemessene Haltung, sein Zylinder, sein schwarzer Mantel, seine Lackschuhe und der Ausdruck seines Mitgefühls waren von letztem Stil.

Und wieder einen Tag später fand die Testamentseröffnung statt. Ein linealgerader Notar mit einer schwarzen Hornbrille verlas es im Kaminzimmer der Villa Gregory. Als er auf das Vermögen zu sprechen kam, das der Syndikus hinterlassen hatte, saßen alle wie gelähmt. Er hatte ein wohlhabendes Haus geführt und war mit Maß den repräsentativen Verpflichtungen seiner Stellung nachgekommen. Aber niemand — mit Ausnahme seines Bankiers — hatte jemals gewußt, daß das Erbe Dr. Gregorys hunderttausend Pfund betragen würde. —

Am Nachmittag desselben Tages schnarrte das Telephon in dem kleinen Turnsaal der Coventry Street. Kate eilte an den Apparat und ließ drei unglückliche Mädchen auf der Matte zurück, die Hände unter dem Kopf, die Körper aufrecht auf die Schultern gestützt und die Beine in der Luft.

Kate hörte die Stimme ihrer Freundin aus Garland's Green.

„Ach, Kate, kleine Kate — ich bin so verwirrt und aufgelöst. Was sich in dieser Woche alles ereignet hat, ist wirklich zu viel für meinen armen Kopf."

„Haben sie Mary Venor gefunden?"

„Ach, keine Idee — die ist spurlos untergetaucht! Ist das Tarka, was ich höre?"

„Ja —er bellt im Nebenzimmer, Janet. Er muß geahnt haben, daß ich mit dir spreche!"

„Ist er gesund? Geht es ihm gut? Grüß ihn bitte! — Ach, kleine Kate, ich habe dir ja so viel zu erzählen! Wärst du bloß hier! Ich kann mich auch gar nicht freuen, mir ist alles so gleich, aber um deinetwillen bin ich froh, kleine Kate! . . . Wir wollen uns jetzt ein richtiges Haus bauen, ja? — Mit einem Park und einer großen Rasenfläche, wo wir bei gutem Wetter arbeiten können. Und einem riesigen Schwimmbassin in Marmor. Und in dem Haus soll ein ganz großer Übungssaal sein mit allen Turngeräten und Musikinstrumenten und oben eine richtige große Bühne."

„Kate —", sagte eine klägliche Stimme von der Matte her. „Wir können nicht mehr die Beine in der Luft halten. Meggie ist soeben erstickt!"

Kate hörte nicht: „Ruhe! — was ist los, Janet? Ich verstehe kein Wort!"

„Vergiß ja nicht, Tarka zu grüßen. Sag ihm, wir führen in spätestens acht Tagen nach St. Jean-sur-mer. Ich fahre nun doch, mit allen zusammen, nein, Kate — das heißt, sie werden wohl alle vorfahren, ich habe noch eine solche Menge zu tun bei Vaters Notar — und Violet will schon absolut weg. Mir ist es sehr recht, wenn ich mit Tarka nachfahren kann. Es ist gut für mich, wegzukommen. Ich bin schrecklich nervös. Bei der geringsten Gelegenheit habe ich Tränen in den Augen. Ich war doch nie so. Aber Kate, wenn ich fahre, mußt du mitkommen! Bitte komm doch mit!"

„Was? Wohin?"

„Nach St. Jean-sur-mer!"

„Und die Schule? Meine Stunden? Du bist ja sehr lieb, Janet, aber ich kann doch nicht mitten im Semester weg! Da würde alles durcheinandergehen im College und hier bei uns!"

„Plumps —!" sagte es hinter ihr und die drei Mädchen streckten sich erschöpft und kichernd auf der Matte aus.

„Da —, es ist schon so kaum zu schaffen ohne dich, Janet! — Wann fährst du denn?"

„Nächste Woche, denke ich. — Kate, wer hätte gedacht, daß Vater hunderttausend Pfund auf der Bank gehabt hat!"

„Wieviel?"

„Ja, Kate, ich schäme mich fast, es zu sagen. Ich bin wie vor den Kopf geschlagen . . . wenn Violet mich nur nicht immer so süß und giftig ansehen würde seit heute morgen! Und wenn ich nur wüßte, warum ich mich auf einmal so vor ihr fürchte!"

„Einen Augenblick, Janet! Versuch doch mal, mir zu erklären —"

Aber Janet Gregory fuhr völlig aufgelöst fort: „Habe ich dir schon erzählt, daß Onkel Martin mein Vormund geworden ist? Ich habe ihn darum gebeten und ich bin froh,

daß er's macht. Und denk dir — kein Mensch weiß, wo Mutters Schmuck hingekommen ist. Und nicht ein einziges Bild von ihr war in Vaters Sachen, nicht eins! Kannst du das begreifen? . . . Nicht mal seine alte Uhr, wo eine kleine Photographie drin war, ist zu finden — hast du sie nicht mal gesehen? — diese alte, dicke Taschenuhr? . . . Mein Gott — und Cranbourne hat mich eben, als er mich zur Tür brachte, so zärtlich betrachtet, als wenn ich ei[n] Beefsteak wär' und er mich essen wollte. Ich war ja so erschrocken!"

Kate lachte. „Würdest du einen Augenblick zu sprechen aufhören, Janet? — Ich habe bis jetzt nur die Hälfte von allem verstanden, was du gesagt hast. Was sollte Violet gegen dich haben und warum will Cranbourne dich essen?"

„Weil —"

„Ja?"

„Weil — Kate, ich weiß nicht, wie ich es dir sagen soll. Glaube mir, ich würde wer weiß was dafür geben, wenn ich das alles geträumt hätte, wenn ich aufwachen könnte, Vater wäre noch am Leben, all dieses Gräßliche wäre nicht wahr, wir wären so vergnügt wie vorher mit unseren paar Schillingen und ich besäße nicht auf einmal achtzigtausend Pfund."

„Gott schütze dich, Janet!" sagte Kate erschrocken. „So viel! Und — Violet —?"

„. . . Das ist es ja eben, Kate! Deswegen fürchte ich mich ja so. Es ist ja alles so unsinnig — kein Mensch kann verstehen, warum Vater mir achtzigtausend vermacht hat und meiner Stiefmutter nur zwanzigtausend."

(Fortsetzung folgt.)

Advent.

Skizze von Lisa Honroth-Loewe.

Es hatte aufgehört zu schneien. Als Georg an der Endstation aus dem Lokalzuge stieg, flimmerten die winterlichen Sterne schon wieder an einem milden Himmel. Das rötliche Licht der Wagenlaternen zauberte einen kleinen Kreis um ihn. Dahinter lag nichts als das stumme, unendliche Weiß der Landstraße, die in langsamer Kurve den fernen Hügeln zustrebte.

Er saß warm in den Decken des Schlittens, sah Peukerts etwas gebeugten Rücken vor sich und davor die Pferde, die sich taktmäßig bewegten. Schön war es, daß man ihm nicht irgendeinen fremden Kutscher geschickt hatte, sondern den Alten da vorne, der ihn viele Jahre hindurch zu den Ferienfahrten abgeholt hatte. Auch zu jener letzten Fahrt, nach der er nie wieder in das Haus zurückgekehrt war. In das Haus, aus dem man erst den Vater, dann die Mutter getragen. Aus dem er im Zorn hinausgegangen, noch die bösen Worte im Herzen und Ohr: jene bösen Worte, die zwischen ihm und dem Bruder gefallen waren. Zehn, zwölf Jahre sind seitdem vergangen; ihm schien es aber, als läge ein ganzes Leben dazwischen. Es war wirklich ein Leben, das sich zwischen ihn und den Bruder und ihre gemeinsame Jugend geschoben hatte. Seine Jahre drüben im Auslande, dann der Krieg, die hastige Heimkehr beim Tode der Mutter, die man ebenso nicht mehr gesehen wie den Vater, denn der Krieg ließ nicht einmal Zeit zur Trauer. Vielleicht war es überhaupt nur der Krieg, die Zermürbung und Zerrissenheit der menschlichen Seelen, die jahrelange vergiftende Einsamkeit, die Bitterkeit der Gedanken, was nach innen schlagen mußte. Vielleicht flammte nur dies so plötzlich auf zwischen Bruder und Bruder — damals. Oder war es mehr, vielleicht Ausbruch längst vergessener Kinderrivalität, Auflehnung von einst gegen den Älteren oder dessen Herrschsucht, gegen ihn, den Jüngeren? Wie es eigentlich gekommen, er wußte es heute nicht mehr. Aber immer noch sah er, als wäre es eben erst gewesen, das Gesicht des Bruders, entstellt von Zorn und Leidenschaft. Immer noch hörte er die eigene Stimme, in lauter, besinnungsloser Wut. Dann das dumpfe Zuschlagen der alten Eichentür unten in der Halle hinter sich. Ein Jahrzehnt, nein mehr, war hingegangen, und die Stummheit zwischen den Brüdern blieb. Aber nun, als er durch das Land der Heimat fuhr, den Gräbern der Eltern entgegen, als die Wege vertrauter wurden und die Wälder seiner Jugend vorbeizogen, dachte er, daß man es in all den Jahren vielleicht doch hätte versuchen sollen . . . Aber da war nach dem Zorn der Stolz gekommen, und nach dem Stolz die gewollte Gleichgültigkeit. In seinem Herzen regte sich plötzlich Bedauern, daß er sich für den Tag der notwendigen geschäftlichen Besprechung mit dem Bruder und dem Anwalt als Gast bei dem alten Inspektor angemeldet hatte. Vielleicht wäre jetzt der Weg gewesen? Als hätte der alte Kutscher da vorne seine Gedanken erraten, bog er nicht den Feldweg zum Inspektorhaus ein, sondern fuhr, mit Geklingel und Peitschenknall die Stille der Winternacht plötzlich fröhlich unterbrechend, in gestrecktem Trabe durchs Dorf, die Pappelallee hinauf. Georg wollte, sich vorbeugend, dem Alten zurufen, aber in einer seltsam süßen Verzauberung ließ er alles mit sich geschehen. Da wuchteten auch schon die Umfassungsmauer des Schlosses aus der Dunkelheit hervor. Im Vorüberfahren erkannte er die schneebedeckten Ritter aus Stein über dem Portal — welch fuhr der Schlitten auf dem weichen Schnee des Vorhofes. Aus der weit geöffneten Tür der Halle strömte breit das Licht. „Willkommen daheim", sagte eine dunkle warme Frauenstimme, und eine weiche Frauenhand faßte die seine, noch ehe er auszusteigen und zu antworten vermochte. „Ich bin Ruth. Carl ist noch zur Kreistagsitzung. Er läßt dich von Herzen grüßen. Wir alle warten auf dich." Er konnte immer noch nicht sprechen. Aber er stieg, als müsse es so sein, aus dem Wagen und beugte sich über die Frauenhand. Nun ging er neben der Schwägerin durch die Halle, und jeder Blick führte die Erinnerung herauf. Die zarte, blonde Frau neben ihm strich leise, wie tröstend über seinen Arm. „Ich habe dich in deinem alten Knabenzimmer einquartiert", sagte sie, „ich glaubte, es würde dir lieber sein als irgendeins der unpersönlichen Fremdenzimmer. Es ist ja auch immer dein Zimmer geblieben, du findest es unverändert, auch nebenan." Sie nickte ihm noch einmal mit einem warmen Lächeln zu und ging. Hinter ihm kam ein korrekter Diener mit der Tasche und öffnete ihm die Tür. Er packte schnell das Nötigste aus, wusch sich und stand alsbald im dunklen Abendanzug bereit. Es war sehr still. Durch das Schlüsselloch drang ein warmer Schein. Hatte die Schwägerin nicht gesagt, es wäre alles unverändert für ihn, auch nebenan? Er klopfte leise und öffnete. Da lag das Zimmer der Mutter, unverändert wie einst. Im sanften Gold des Kirschbaumholzes glänzten die Biedermeiermöbel. Aus der Glasservante — o Märchenreich der Kindheit — funkelten gold und bunt und rubinrot Tassen und Becher. Ein Strauß roter Rosen unter der Lampe an dem Fenstertisch. Mitten im Zimmer auf dem runden Tisch, auf der weißen Spitzendecke, stand grün das Adventsbäumchen mit einem weißen, reinen, strahlenden Licht. Unendliche Sehnsucht überströmte ihn: wie war er einsam geworden in diesen Jahren! Da öffnete sich leise die Tür. Der Bruder stand da. Sein Gesicht, älter geworden, war das Gesicht des Vaters. Vergangenheit und Gegenwart verschmolzen traumhaft und als der Ankömmling seine Hände in die weit ausgestreckten des Älteren legte, war alles Fremde versunken vor dem gleichen Takt des gleichen Blutes. „Endlich bist du wieder daheim", sagte der Bruder, und auch die Stimme war die vertraute Stimme von Kindheit an.

Ruth kam herein. Sie trug, in ein weiches, weißes Tuch gehüllt, einen schönen Knaben, er atmete tief und zart im ersten Schlaf der Kindheit. „Unser Sohn", sagte sie und legte ihm das Kind in den Arm.

Georg stand still und sah auf das schlafende Kind, dessen helle Härchen im Schein des stillen Adventlichtes aufglänzten. Er sah das schöne blühende Kinderantlitz und in ihm die Züge von Vater und Mutter wie seine eigenen Züge sich geheimnisvoll mischen. „Das ist die Wahrheit des Lebens", dachte er erschüttert, „so geht es weiter. Ob wir uns auch sträuben. Wir sind alle miteinander verflochten im Bösen wie im Guten."

„Im Guten", sagte er plötzlich laut, und über das Kind hinweg beugte er seinen Mund auf die Hand der jungen Frau. Ruth lächelte still und mütterlich. Sie ging mit ihrem leichten Schritt an dem leuchtenden Bäumchen vorüber und öffnete einen Spalt des Fensters. Die Glocke der Dorfkirche sang die Stunde der Adventsmesse; am Himmel stand der Stern der Heimat.

Der letzte Dienst.

Der Wirklichkeit nacherzählt von G. W. Brandstetter.

Das war, bevor die Weißen aus dem Süden kamen. Da ließ es sich gut leben im Dorfe des Häuptlings Kaola, denn die Sklaven besorgten die Arbeit auf den Feldern, und die Männer hatten nichts anderes zu tun, als in den Tag hinein zu träumen und gelegentlich einmal einen kleinen Kriegszug ins Nachbargebiet zu unternehmen. Heil Kaola, dem Häuptling, dessen weise und starke Hand die schwarzen Kinder des Schlangengottes beschirmte!

Doch dann waren die Weißen plötzlich da, die niemand gerufen hatte. Sie brachten alle möglichen schönen Dinge mit, vor allem Glasperlen und bedruckten Kattun, und waren ganz freundlich. Doch als sie oben auf dem Hügel über dem Dorf ihr Haus gebaut und mit Palisaden umgeben hatten, zeigten sie ihr wahres Gesicht: Sie gönnten Kaola die Sklaven nicht. Sie sagten, die Krieger sollten ihre Äcker selbst bestellen.

An sich hätte dem Häuptling diese verrückte Anschauung gleichgültig sein können. Doch da waren die Waffen der Weißen. Die machten zwar längst nicht den gleichen Krach wie Kaolas Donnerbüchsen, aber sie holten noch aus fünfhundert Schritt Entfernung einen Webervogel vom Baum herunter, und deshalb sah sich Kaola bemüßigt, seine Sklaven laufen zu lassen.

Doch bei der nächsten Gelegenheit, d. h. als der einzige im Palisadenhaus zurückgebliebene Weiße mit seinen Askari einem anderen Häuptling einen Besuch abstattete, ging Kaola mit seinen Leuten über den Fluß und holte sich neue Sklaven.

Bedauerlicherweise war der Weiße ein unleidlicher Kerl. Als er von seinem Ausflug zurückkehrte und vom neuen Sklavenzug erfuhr, schimpfte er Mord und Brand, setzte Kaola eine Frist und versprach, dem Häuptling das Fell über die Ohren zu ziehen, wenn die Gefangenen nicht freigelassen würden.

Das ging Kaola doch an die Nieren. „Mach, was du willst!“ ließ er dem Weißen sagen. „Wir behalten auf jeden Fall unsere Sklaven.“ Und weil der Häuptling wußte, daß der Fremde jetzt mit seinen Askari anrücken würde, so legte er sich mit seinen Leuten in den Hinterhalt. Ein Pfeil fuhr dem Weißen in die Schulter. Die Askari knallten als Antwort ein wenig in den Busch hinein und schossen Kaolas Sohn ein Loch in den Kopf. Dann hielten es beide Parteien für das Ratsamste, unter Mitnahme der Schlachtopfer zu verschwinden.

Drei Wochen später — die Zwischenzeit war in paradiesischer Sorglosigkeit verstrichen — erhielt Kaola von Freunden aus dem Süden eine Warnung: „Fünfzig Weiße und zehnmal soviel Askari sind im Anmarsch, um ihren Verwundeten zu rächen und dich zu vernichten.“ Die Folge davon war, daß die drei Weißen und die dreißig Askari, aus denen die Strafexpedition in Wirklichkeit bestand, nur noch leere Hütten antrafen, als sie in Kaolas Dorf einrückten. Die breite Spur Hunderter von Negerfüßen zeigte deutlich den Weg, den Kaola mit seinem Volk gegangen: über den Fluß hinüber. Und der Strom war leider die Grenze. —

Fünfzehn Jahre später saß der damals verwundete Weiße als Distriktskommissar auf seiner Station weiter im Inland. Drüben in der Nachbarkolonie war eine Hungersnot ausgebrochen. Und nun kamen täglich Schwarze über den Fluß herüber, wollten zu essen haben und im Lande bleiben. Der Kommissar hatte nichts dagegen einzuwenden, denn sein Distrikt konnte noch mehr Menschen ernähren. Aber der Weiße wollte nicht wahllos jeden Fremden aufnehmen, sondern sich die Leute erst ansehen. So nahm er für einige Zeit im Palisadenhause über Kaolas verfallenem Dorfe Quartier.

Eines Morgens meldete ihm sein weißer Gehilfe: „In der Nacht ist ein ganzer Stamm über den Fluß gekommen. Wir haben sie aufgehalten, und der Häuptling steht draußen, bittet, Sie sprechen zu dürfen. Die Gesellschaft ist halb verhungert.“

Der Häuptling wurde vorgelassen. Er war alt und gebückt, und doch erkannte ihn der Kommissar sofort wieder: „Kaola?“ — „Ja, Herr“, sagte der Alte. „Wir sind gekommen, weil wir drüben nicht mehr leben können. Nimm mein Leben, aber laß mein Volk nicht verhungern!“ Seine Stimme war eindringlich, und doch sprach aus seiner Haltung die alte Würde des Häuptlings.

Der Weiße überlegte. Dann befahl er: „Bring dein Volk in zwei Stunden hierher. Ihr sollt dann meine Entscheidung erfahren.“ —

Kaolas Leute standen um den Flaggenmast der Station. Allen sprach der Hunger aus den Augen, und die Knochen stachen durch die schlaffe Haut.

„Kaola!“ Der Alte trat vor und blieb vor dem Kommissar stehen. Er senkte den Kopf, als der Weiße sagte: „Du hast dich damals mit allen deinen Männern, die schon einen Bogen führen konnten, eines schweren Verbrechens schuldig gemacht. Du wolltest mich töten, weil du nicht wußtest, wie weise und gut die Macht ist, die mich zu euch sandte. Heute sollst du es erfahren, denn ich will deinem Volk trotz eurer Schuld helfen. Ihr könnt in eurem alten Dorf neue Hütten bauen, eure Felder wieder roden. Du aber sollst für dein ganzes Volk büßen und zur Strafe zwei Jahre lang hier auf der Station dienen, die niedrigsten Arbeiten verrichten. Dann bist auch du frei. Wenn du die Strafe nicht annimmst, müßt ihr wieder zurück über den Fluß.“

Kaolas Finger spielten erregt an seinem Kattunmantel. Doch er sah, daß der Weiße sein letztes Wort gesprochen hatte. So wandte sich der alte Häuptling und ließ den Blick über sein Volk schweifen. Er las in den Gesichtern seiner Leute den Kampf zwischen dem Hunger und der Auflehnung gegen die Schmach, die ihrem Häuptling angetan werden sollte. Doch der Hunger war wohl stärker, und einer nach dem anderen schlug wortlos die Augen nieder.

Da wandte sich der Häuptling langsam. Er sah nicht auf, als er sagte: „Meines Volkes wegen will ich dienen. Aber was wird aus ihm, wenn ich vorher sterben sollte?“ — „Du hast die Strafe für alle auf dich genommen, Kaola. Deine Leute sind auf jeden Fall frei. Führe sie ins Dorf! Morgen kommst du, deinen Dienst hier anzutreten.“

Kaola stellte sich nicht ein. Denn am nächsten Tag kam ein Neger atemlos gelaufen: „Kaola hat sich das Leben genommen. Bevor er starb, befahl er: „Geh zum Weißen! Sag ihm, ein Häuptling diente keinem Herrn, nur seinem Volk“.“



Bunte Chronik

* **Der „Marktwert“ eines Menschen.** Der englische Gelehrte Dr. Lawson hielt in London einen interessanten Vortrag über die chemische Zusammensetzung des menschlichen Körpers. Dr. Lawsons Feststellungen basieren auf der Annahme, daß der Körper eines normalen erwachsenen Menschen etwa 65 Kilogramm wiegt. Ein Mensch von diesem Gewicht enthält 45 Liter Wasser. Aus den Fettstoffen, die der menschliche Organismus in sich trägt, könnte man sieben lange Riegel Seife herstellen. Die Menge der Kohlenstoffe würde ausreichen, um etwa 800 Bleistifte zu fabrizieren. Aus dem Phosphor, der bekanntlich in den menschlichen Knochen enthalten ist, könnte man rund 2200 Streichholzköpfchen anfertigen. Mit dem Kalk aus dem menschlichen Körper würde man die Decke eines Zimmers weißen und aus dem Eisengehalt ein paar mittelgroße Nadeln fabrizieren können. Dr. Lawson begnügte sich nicht mit der Aufzählung aller Produkte, die aus dem menschlichen Organismus erzeugt werden können. Er ging noch weiter und versuchte auf Grund der heutigen englischen Marktpreise sozusagen den durchschnittlichen Marktwert eines Menschen festzustellen. Es erwies sich, daß der Gesamtwert aller aus einem Menschen herstellbaren Produkte verschwindend klein ist.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.